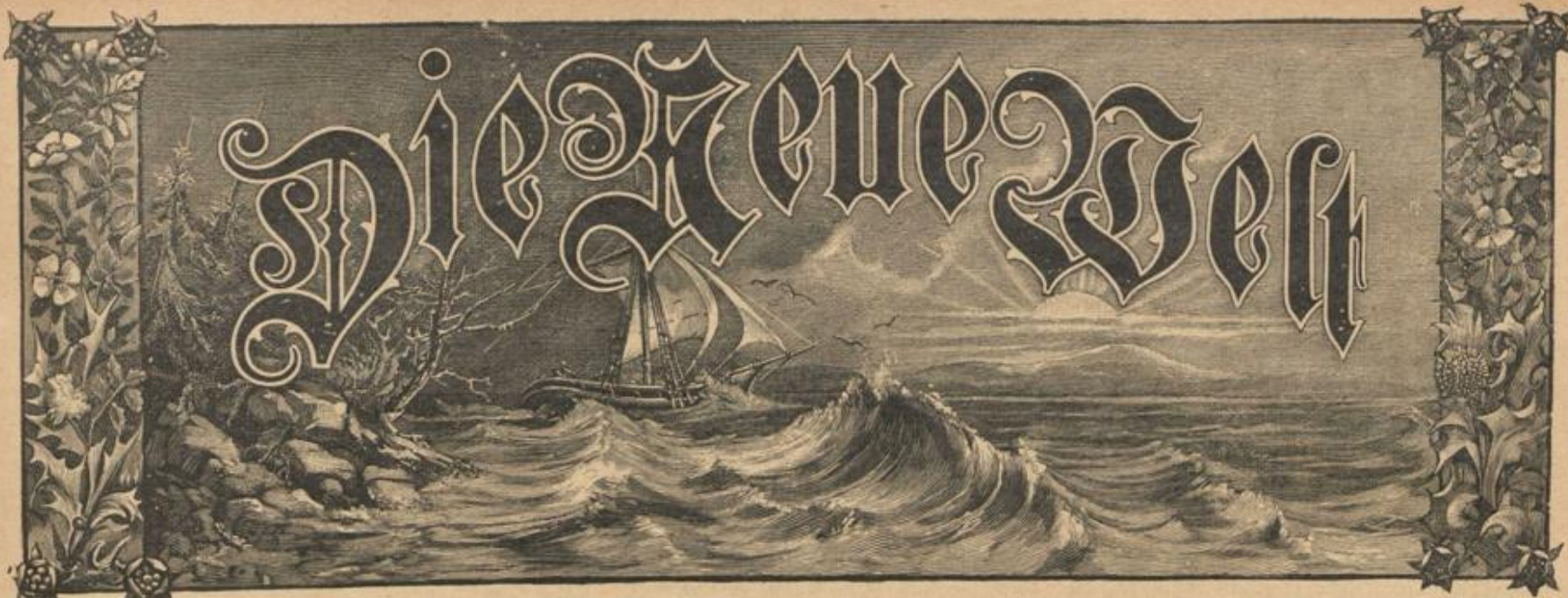


Die Neue Welt



Nr. 38

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Mörder Tod.

Von Ernst Krowitzki.

Habt Ihr den Tod gesehen, den Knochengreis?
Sein Flatterbart ist flächsern, weich und weiß.

In seiner Hand die Sanduhr rinnt und rinnt;
In seinem Aug' die Mordgier brennt und sinnt.

Aus Rache, daß er selbst nicht sterben kann,
Fällt wie ein Wolf er jedes Leben an.

Wem er das Herz berührt mit frost'gem Hauch,
Dem offenbart er bald sich selber auch.

Bald hier, bald dort, zugleich an jedem Ort,
Beschreibt er grinsend seine Spur mit Mord.

Mit jedem Senseshieb der Knochenhand
Streckt er zehntausend Leben in den Sand . . .

Und doch! Ob er uns Tag und Nacht umdroht: —
Das Leben ist doch stärker als der Tod!

Es sproßt an ihm hervor millionenfach
Und dröhnt ihm den Triumph des Siegers nach!

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fechtbruders. Von F. Niebeck.
(Fortsetzung.)

Albert hatte auch eine eigene Herzengeschichte zu erzählen, und er vergoß dabei abermals Thränen. Mit wehklagender Stimme berichtete er, daß er aus Thorheit die Liebesanträge eines hübschen Mädchens nicht erwidert habe. Dieses Mädchen, die Tochter eines Gastwirthes in der Nähe von Hamburg, wäre eine großartige Partie gewesen; sie hätte die Gastwirthschaft geerbt, und er könnte nun ein reicher Gastwirth sein. Statt dessen müsse er sich nun von einem Grobian „kuranzeln“ lassen. „Nein, daß ich so ein Esel sein konnte! — so ein Esel, so ein Esel!“ rief er kläglich, und die salzige Thräne lief ihm dabei über die Wangen.

Aber er tröstete sich rasch mit dem Bemerkten, daß er schon irgendwo noch eine Gastwirthschaft finden werde, in die er hinein heirathen könne. Die Tischlerei wolle er aufgeben; Gastwirth werden, sei heutzutage das Vernünftigste; man verdiene sein Geld und brauche sich nicht zu plagen. „Wenn Sie etwa eine solche Gelegenheit finden sollten, wo ich hinein heirathen kann, so sind Sie so gut und schreiben Sie mir,“ bat er mich.

Albert hatte keine Ursache, die Tischlerei aufzugeben. Er besaß für das Handwerk ein ausgezeichnetes Geschick. Ich fand Gelegenheit, ihn zu bewundern und mir voll Beschämung zu sagen, daß er mir an Kenntnissen und Fertigkeiten weit überlegen war. Aber er gehörte in eine andere Werkstatt — in eine solche, in der es weniger darauf ankam, eine Arbeit in möglichst kurzer Zeit fertigzustellen, als vielmehr darauf, ein in jeder Beziehung tadelloses und dauerhaftes Werk zu liefern. Albert war ein sogenannter Tischler. An Arbeiten, die ich mit der

beherzten Manier eines Zimmermanns in wenigen Minuten erledigte, „murrte“ und „mudelte“ er mit seinen zarten Fingern oft eine ganze Stunde lang. Dabei besaß er sich der allerpeinlichsten Genauigkeit, und was er schuf, verdiente uneingeschränktes Lob. Unserem Meister war jedoch mit solcher Künstler-schaft nicht gebüht; er hatte zwar Sinn für Feinheiten und „Akkuratess“, allein erst dann, wenn die Arbeit fertig war und seine tadelnde Kritik begann; bis dahin aber lautete sein Wahlspruch: „Nur schnell fertig!“

Albert konnte sich diesem Wahlspruch nicht fügen; seine Natur lehnte sich dagegen auf. Beim besten Willen wäre er nicht im Stande gewesen, sich eine dem Meister wohlgefällige Arbeitsweise anzugewöhnen, und so bildete sich zwischen beiden Seelen ein Zwiespalt, aus dem heraus tagtäglich die schlimmsten Konflikte erwuchsen. Der Meister wollte seine Erziehungsart an Albert erproben, und, seinem Wesen entsprechend, hielt er kräftiges Schimpfen für das beste Zuchtmittel. Er tabelte und schimpfte, so lange er in der Werkstatt weilte, und wenn er von einem Ausgange zurückkehrte, setzte er seine Methode fort, indem er in gräßlicher Art behauptete, während seiner Abwesenheit sei gefaulenzt worden. Nun besaß Albert die verhängnißvolle Eigenschaft, daß er dem Meister regelmäßig widersprach und sich gegen alle Vorwürfe vertheidigte. Das konnte unser Despot nicht vertragen; jeder Widerspruch reizte ihn, wie den Stier das rothe Tuch, und mindestens einmal täglich geschah es, daß er wie ein sinnloser Stier zu rasen begann.

So ging es fünf Tage hindurch; dann kam es zur entscheidenden Katastrophe.

„Mudeln Sie nicht so! Sie tändeln ja wie'n kleines Kind mit'm Pflöppel!“ rief der Meister meinem Kollegen zu.

„Schneller kann ich doch nicht!“ betheuerte dieser halblaut, rührte aber dieser Versicherung zum Trost seine Hände mit verdoppelter Schnelligkeit.

„Geben Sie mir nicht immer Widerpart!“

„Ich hab doch weiter nichts gesagt!“

„Mensch, Sie sollen das Maul halten!“

„Ich sage ja nichts! Man wird doch wohl . . .“

„Das Maul sollen Sie halten, oder das Donnerwetter holt Sie!“

Albert vermochte nicht zu schweigen. In seiner Natur lag keine Spur von trotzigem Eigensinn; er wollte den Wüthrich weder kränken, noch reizen; er lebte in Angst und Demuth, und dennoch brachte er es nicht fertig, dem Befehl des Schweigens Folge zu geben. Wohl schnürte ihm die Angst die Kehle zu, so daß er kein deutliches Wort mehr hervorbrachte, allein er konnte sich nicht enthalten, wenigstens ein paar grunzende Saumentöne von sich zu geben.

Ich zitterte um sein Leben, und wirklich stürzte der Meister wie ein fauchender Tiger auf ihn los . . . „Ginen Laut noch, und ich erwürge Sie!“

Der Laut erfolgte natürlich, denn mänschenstill zu sein, war für Albert in solchen Augenblicken ein Ding der Unmöglichkeit — und so geschah auch das Schreckliche, das ich voraus geahnt hatte.

Der Meister, vollständig zur Besitte geworden, hatte seine plumpen Fägen um das dünne Hälschen des harmlosen Gesellen gelegt, und in gräßlichem Tone verkündete er, daß er ihn erdroffeln werde. Das Gesichtchen Alberts farbte sich dunkelroth, die Augen quollen schauerlich aus ihren Höhlen, und die mächtige Oberlippe zog sich so hoch, daß sie nun in Wirklichkeit bis an die Nasenspitze hinaufreichte. Ich hätte das nicht für möglich gehalten. Mit dieser Gesichtsverzerrung sah er aus, wie der Delfin am Springbrunnen.

Ich hielt es für meine Pflicht, ihm Hilfe zu

lesten; doch während ich noch überlegte, ob ich mit den Händen angreifen, oder mit einem Stück Holz dreinschlagen sollte, sah ich, wie Alberts rechte Hand einen Stechbeutel erfaßt hatte und ihn nach dem Arme des Meisters richtete. Schon hatte das scharfe Eisen die Haut berührt, schon rann ein schmaler Blutstreif über das Handgelenk, als der Meister, die Gefahr erkennend, den Gesellen losließ und feig zurückprallte.

„Mörder! Sozialdemokrat!“ schrie er und riß die Thür auf, um vor dem Stechbeutel entfliehen zu können.

Albert legte die Waffe nieder, strich sich einige Mal mit den Händen den Hals und begann zitternd zu arbeiten.

„Sozialdemokrat!“ wiederholte laut schreiend der Meister; er trat hinaus auf den Flur und machte lärmend das ganze Haus mobil.

Den Hausbewohnern, die erschrocken und bestürzt herbeikamen, zeigte er seinen blutenden Arm und log ihnen unverschämt vor, ein Sozialdemokrat habe ihn ermorden wollen.

Wohl ein Duzend Menschen, zumeist Weiber, versammelten sich auf dem Flur, und da meine Hobeibank der Thür gegenüber stand, konnte ich sehen, wie sie unter Angst und Beten die Hände rangen und nur von Weitem einen Blick in die Werkstatt zu senden wagten. Der Meister berichtete ihnen in größter Erregung, daß er gleichsam durch ein Wunder dem schrecklichen Tode entronnen sei. Er habe die Sozialdemokraten stets für gefährliche Kanakillen gehalten; doch daß sie Mörder seien, habe er erst jetzt erfahren. Der böse Geist müsse ihn mit Blindheit geschlagen haben, als er den Kerl aus der Herberge holte; auf den ersten Blick schon hätte er an dem rothen Schlipps und an der Galgenvisage erkennen müssen, daß er es mit einem rothen Teufel zu thun habe.

Die Weiber falteten die Hände; sie litten Todesangst und zogen sich von der Thür zurück in den finsternen Hintergrund des Flurs. Dort befand sich der Zugang zu der Kammer einer Wittve, und in jene Kammer konnten sie ihr kostbares Leben bergen, wenn es etwa dem rothen Teufel aufs Neue einfiel, seinen Stechbeutel in bravem Christenblut zu tauchen.

„Gehen wir zusammen in die Fremde!“ sprach ich zu Albert.

Er gab auf diesen Vorschlag keinen Bescheid, sondern betheuerte mit Flüsterworten, daß er nichts dafür könne; er habe nur verhüten wollen, daß der Meister ihn erwürge. Während er so sprach, arbeitete er mit einer Hast, als wollte er in einer einzigen Minute die Faulheitsünden seines ganzen Lebens tilgen; auch weinte er verstohlen, wie ein Kind, das Schläge bekommen hat und dem das Weinen bei Strafe verboten ist.

Auf einmal brach draußen der Lärm mit erneuerter Heftigkeit los. Der im Erdgeschoß wohnende Kirchendiener erschien auf der Bildfläche.

„Wo ist der Sozialdemokrat? Was hat er denn gemacht?“ hörte ich ihn fragen.

Die Weiber umringten ihn, raunten ihm die schauerlichsten Blutmärchen zu und beschworen ihn, alle drei Polizeisergeanten zu holen; ihre Worte wurden übertönt von der Bassstimme des Meisters, der dem Kirchendiener meldete: „Er wollte nicht Ordre pariren, und als ich ihm ein Wort sagte, nimmt der Halunke einfach den Stechbeutel und will ihn mir in den Arm jagen. Wenn ich nicht schlief gewesen wäre, läg ich jetzt als Krüppel in den Hobeibänken. Sehn Sie nur her: ich blute, wie ein Schwein!“

„Das ist der Gebichtemacher, der Hund! Das hab ich mir doch gleich gedacht, daß das ein Sozialdemokrat sein muß!“ rief der Kirchendiener.

„Nicht doch, der Andere — der Neue!“ belehrte ihn der Meister. „Der Gebichtemacher ist noch zu dumm dazu.“

Ich wagte nicht zu entscheiden, ob diese letzten Worte eine Ehrenbezeugung oder eine Beleidigung für mich waren. Darum schwieg ich.

„Den rothen Bruder müssen wir uns einmal genau ansehen!“ sagte der Kirchendiener und wollte in die Werkstatt treten.

Da sprangen jedoch zwei Weibsbilder — seine Frau und seine älteste Tochter — mit Angstgeschrei auf ihn zu und umklammernten ihn.

„Jakob, Jakob, mei einziger Jakob, thus nich! Er demurkst Dich!“

„Batele, Batele, bleib da! Du hast ja im Kalender gelesen, wie die Demokrater sein.“

„Laßt mich los, sag ich!“ befahl der Kirchendiener, ein hinnenhafter, kloziger Mann. „Laßt mich los! Ich muß dem rothen Hunde auf den Pelz steigen!“

Er schlenkerte die Frauen beiseite und schritt langsam, ihn mit seinen Stokaugen anstarrend, auf den in Fieberangst bebenden Jüngling zu.

„Batel, Batel, einzig geliebtes Batel, wenn Dir was geschieht!“

„O Du geliebtes Herrgottel im Himmel, helfst ihm, daß er nicht umgebracht wird!“

Er stieß die beiden Weibspersonen, die ihn abermals festhalten wollten, roh zurück, stürzte dann mit einem Sprunge fluchend auf Albert los, ergriff ihn und sprach die unheilverkündenden Worte: „Nun bist Du unter meinen Pfoten, nun will ich Dir's zeigen, wie wirs mit Euch Sozialdemokratern machen! Komm nur, mein Brüderchen, komm!“

Jetzt entwickelte sich ein Schauspiel voll bestialischer Grausamkeit. Die stierblöde Tugendboldigkeit feierte eine schauerliche Orgie. Albert flog zu Boden; der klozige Kirchendiener kniete ihm auf den Leib, hielt ihn mit der einen Hand fest und hieb mit der anderen, rohe Flüche ausstößend, wüthend auf ihn los; der Meister bekam neuen Muth und trat den Feind mit Füßen; die Weiber kamen herbei, spieen meinem schreienden und ächzenden Kameraden ins Gesicht und mißhandelten ihn gleichzeitig mit Händen und Füßen. Ich trat ebenfalls in Aktion, indem ich ein Nichtsheit ergriff und auf den Kirchendiener losließ, in der festen Absicht, ihm alle Rippen und schlimmstenfalls auch den Schädel zu zerbrechen. Eine kalte Entschlossenheit war über mich gekommen — mochte nun geschehen, was wollte! Beim zweiten oder dritten Schläge schnellte der Kirchendiener, brüllend vor Schmerz, empor. In diesem Augenblicke fielen die Weiber mit entsetzlichen Schreien über mich her, und der Meister ver setzte mir einen Stoß, daß ich niedertaumelte. Ich sprang auf und wieder griffen mich die Weiber an; sie fragten mir das Gesicht wund und raupen mir ganze Büschel Haare aus, und obgleich ich wild und toll und rasend kämpfte und Schläge austheilte, an die mancher meiner Gegnerinnen ihr Lebtage denken oder gedacht haben werden, gelang es mir nicht, meinem unseligen Kameraden Hülfe zu spenden.

Plötzlich, in dem wahnwitzigsten Trubel, berührten freundliche Laute mein Ohr und ich sah, daß einige weibliche Wesen tapfer bestrebt waren, mir beizustehen. Das waren zwei alte Jungfern, die gemeinschaftlich ein Stübchen im Hause bewohnten und denen ich öfters kleine Dienstleistungen erwiesen hatte. Dann sah ich noch eine dritte alte Jungfer, die bei den beiden anderen öfters als Gast weilte, und die nun auch meine Partei ergriff. Immer mehr Menschen kamen in die Werkstatt; ich glaube, sie waren von den geängstigten Kindern herbeigerufen worden; der Lärm war betäubend; das Gedränge wurde von Sekunde zu Sekunde ärger.

„Wo ist der Sozialdemokrat?“ hörte ich eine schnarrende Stimme fragen, und bald darauf sah ich die rothgestreifte Mütze eines Polizisten.

Ein Weib schrie: „Ihr bringt ja den Menschen um!“ und der Kirchendiener erwiderte, solche Paude müsse mit Strunk und Stiel ausgerottet werden, sonst ginge der Staat zu Grunde.

Meine drei alten Jungfern umgaben mich wie ein lebendiger Wall und suchten mit mir die Thür zu erreichen. Die mir feindseligen Weiber ließen ab von mir und drängten dem Centrum des Schaupiels zu. Auch ich drängte dorthin und nahm wahr, daß der Kirchendiener seine staatsrettende Thätigkeit eingestellt hatte. Der Polizist richtete meinen jammervoll stöhnenden Freund auf und band ihm, wie ich aus den Aeußerungen der ihn umgebenden Personen vernahm, die Hände. Sehen konnte ichs nicht; die Menschenmauer, die mich von den handelnden Per-

sonen trennte, war zu hoch und zu breit, und die drei gütigen Jungfern hielten mich zu fest. Jedoch sah ich auf Augenblicke den Kopf des schuldlosen Dulders, und das Herz krampte sich zusammen in Schmerz, Empörung und unfähigem Mitleid bei dem Anblick des blutigen, qualverzerrten Märtyrer-Antlitzes. Sie zerrten und stießen ihn hinaus; der Kirchendiener schlug ihm mit der Faust ins Gesicht und erklärte, das sei einer von den Antichristen, die den Glauben und die Religion aus der Welt schaffen wollten. Ein schieläugiges Weib bekrenzte sich und betete laut ein Vaterunser.

Auch die drei Jungfern dankten laut dem lieben Gott, daß er das „hochanständige“ Haus befreit habe von einem Schensal; sie meinten, für mich wäre das Glück besonders groß, denn wie leicht hätte ich von dem Kerl angesteckt oder gar umgebracht werden können.

All das unerhörte, häßliche Unrecht, das hier von einer Hiruverbrannten, stinkenden Fäbelschwarz verübt ward, hatte mein Blut bis zur Siedehlut erhitzt; ich hatte die Nichtswürdigkeit und Gemeinheit moralischer Schurken zum ersten Male in voller Größe geschaut, und mein ganzes Wesen war bis in die verborgensten Fasern in zorniges Erzittern gerathen; die Seele war übervoll geladen mit heiligem Zorn, und sie befreite sich unrlöglich mit vulkanischer Naturgewalt von dem unerträglichen Druck. Ich schrie den Jungfern zu, der Gesell, den die Schufte halbtodt geschlagen hätten, sei weder ein Kerl, noch ein Schensal, sondern der beste Mensch in der ganzen Stadt; das Haus sei nicht hochanständig, sondern eine Schlangenhöhle, ein Rattenest, ein Pestpfuhl, und der Kirchendiener sei kein Diener der Kirche, sondern ein Schinderknecht, ein Bruder des schwarzen Satans. In dieser närrischen Tonart tobte ich ein gutes Weilschen und geberdete mich dabei wie ein verrückt gewordener Hampelmann. Die Jungfern waren betroffen und verblüfft, und bald entflohen sie mit allen Zeichen eines gewaltigen Schreckes. Ohne allen Zweifel waren sie fest überzeugt, daß mich die Tollwuth des sozialdemokratischen Höllenhundes bereits erfaßt hatte.

Sie hatten es so gut mit mir gemeint!

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Der Herr Stadtschreiber.

Ich lief in die Bodenkammer und legte mir in aller Eile die beste Gewandung an. Die Aermel und Beinhüllen des Anzuges waren nicht mehr zu lang; meine Wäscherin hatte sie „eingenäht“. Das war sehr praktisch, denn es stand zu erwarten, daß meine Gliedmaßen im Laufe der Jahre an Länge zunehmen würden, und dann brauchte ich einfach die Näthe aufzutrennen, um wieder einen passenden Anzug zu haben.

„Wohin?“ rief mir der Meister zu, dem ich an der Hausthür begegnete, als ich im Sonntagsstaate raschen Schrittes das Haus verließ.

„Zum Herrn Bürgermeister!“

„Was haben Sie dort zu suchen?“

Ich gab keine Antwort, sondern verdoppelte meine Schritte.

„Hier bleiben! . . . Heba, Friedrich!“ rief er und kam mir nachgerannt.

Ich hatte die Straßenecke erreicht und entschwand seinen Blicken. Als ich in die Thür der Bürgermeisterei trat, sah ich ihn an der Ecke stehen und lebhaft winken.

Ein Polizeibediener empfing mich und erklärte mir auf Befragen, daß der Herr Bürgermeister nicht zu sprechen sei; wenn ich in einer dienstlichen Angelegenheit komme, müsse ich zum Herrn Stadtschreiber gehen. Ich ließ mich zum Herrn Stadtschreiber führen.

Er saß in einem geräumigen Zimmer an einem Schreibpult, blätterte gemächlich in einem Buche und rauchte eine Zigarre. Meinen Gruß erwiderte er nicht; nachdem er mich mit einem flüchtigen Blick gemustert hatte, blätterte er weiter. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte; er lehnte sich bequem in den Sessel, schlug ein Wein über das andere, las und blies Rauchwolken in die Luft.

Eine Minute nach der anderen verging; ich stand an der Thür und überlegte, ob ich den Herrn anreden oder geduldig warten sollte, bis es ihm gefällig sein werde, mich anzureden. So verging wohl eine Viertelstunde, ohne daß ich zu einem Entschluß gelangte, und ich kam mir dabei wie ein regelrechter Narr vor.

Dann legte er das Buch beiseite, griff nach einem Papierbogen und tauchte die Feder in die Tinte. Blödsinnig jedoch wandte er mir das Gesicht zu und fragte schroff: „Was wollen Sie?“

Ich trat einen Schritt vor und begann: „Vorhin haben sie meinen Freund eingesperrt und er hat nichts getan — er ist ganz unschuldig. Der Kirchendiener Jakob Kattner hat gesagt, er wäre ein Sozialdemokrat und er hätte den Meister ermorden wollen. Das ist aber Alles nicht wahr; es ist meinem Freunde ein ganz schreckliches Unrecht geschehen und . . .“

Der Herr Sekretär schüttelte den Kopf, schlenkerte mit beiden Händen und gebot mir Schweigen. Ich schwieg, und er fragte scharf: „Wer sind Sie?“

Ich nannte Namen und Stand. Da betrachtete er mich mit sichtlichem Ueberraschung und fragte in völlig veränderten Tone: „Sie sind doch nicht etwa der Mann, der das Eisenbahngedicht gemacht hat?“

„Ja, der bin ich!“

„Wirklich? — Na, das ist mir interessant.“

Ich hob den Kopf höher; ein mächtiger Dichtersstolz regte sich in meiner Brust. Um den von einem dunklen Schnurrbart beschatteten Mund des Herrn Stadtssekretärs spielte ein freundliches Lächeln.

„Nehmen Sie einen Augenblick Platz!“

Er deutete auf einen Stuhl, und ich setzte mich nieder. Welch eine Ehre, Welch eine große Ehre, daß mir in der königlichen Polizeidirektion und obenbrein von dem zweithöchsten Manne der Stadt ein Stuhl angeboten wurde! Wenn das der Meister sähe! Und wenn alle die Andern es sähen, die in ihrer Dummheit mein Gedicht und mich selber beschimpft hatten! An dem Herrn Stadtssekretär hätten sie sich ein lehrreiches Beispiel nehmen können, wie man mit einem Dichter umgeht! Ob die Mutter mir glauben wird, wenn ich ihr dieses Erlebnis schildern werde? Oder ob sie mich für einen Prahlhans halten wird? Vielleicht! — Doch was schadet das! Um so größer ist dann die Genugthuung für mich, wenn die Kunde von meinem Dichterruhm in ihre Heimath bringen wird und andere Leute ihr davon erzählen werden. Wenn erst die gelehrten und studierten Leute wissen werden, daß ich ein Dichter bin, dann ist mein Glück gemacht. Nur solche Herren — das lehrt das Beispiel des Herrn Stadtssekretärs — wissen den Dichter und seine Werke zu schätzen. . . .

Eine jähe Sturzwelle von stolzen und hoffnungsherrlichen Empfindungen ergoß sich über mein schwaches Seelchen, und ihr liebliches Mäuschen verwirrte meine Sinne, so daß ich kaum wußte, was der Herr Stadtssekretär zu mir redete. Ich wußte nur, daß er von der Eisenbahn sprach, doch den Sinn der Worte vermochte ich nicht zu fassen; sie berührten mich wie süßschmeckende Musik.

„Meinen Sie nicht auch?“ fragte er und sah mich erwartungsvoll an.

Ich erschraf, denn ich wußte nicht, was ich meinen sollte; aber ich besaß die Geistesgegenwart, mit dem Kopfe zu nicken und „Ja“ zu sagen. Nun war es Zeit, die zerstreuten Sinne zusammenzuraffen.

„Die Hausbesitzerpartei will nicht!“ fuhr er fort.

„Aber sie wird müssen! — Sie haben sich doch nicht etwa über das Gedicht im „Anzeiger“ geärgert?“

Ich betheuerte, daß ich mich durchaus nicht geärgert habe.

„Machen Sie getrost noch ein Gedicht! Im Beamtenverein haben wir uns über Ihr erstes sehr gefreut. — Wollen Sie übermorgen zu unserem Sedanfest im „Schwarzen Adler“ kommen?“

Ich fand keine Antwort. Eine neue Sturzfluth von Seligkeiten brach über meine Poetenseele ein. Er deutete mein Schweigen falsch und beistellte sich, zu sagen: „Es kostet Sie keinen Pfennig, höchstens das Bier, das Sie trinken. Kommen Sie nur!“

Er zog eine Karte aus der Tasche, schrieb etwas darauf und überreichte sie mir. Ich stammelte Worte des Dankes.

„Nun leben Sie wohl! Uebermorgen sehen wir uns beim Sedanfeste!“

Er bot mir die Hand und geleitete mich zur Thür.

„Sie verzeihen, ich wollte meines Freundes wegen mit Ihnen reden. Er ist unschuldig eingesperrt worden und . . .“

„Ach ja, so! Sie erzählten ja vorhin eine wahre Nänberggeschichte. Wer ist denn Ihr Freund?“

Ich begann aufs Neue, die trostlose Geschichte zu erzählen, kam aber nicht weit. Der Herr Stadtssekretär unterbrach mich mit der Frage, wann der Gefell eingesperrt worden sei.

„Eine halbe Stunde wirds her sein,“ erwiderte ich.

„Davon ist mir nichts gemeldet worden.“

Er schlug ein großes Buch auf und ließ sich von mir den Namen meines unglücklichen Freundes nennen. „Noch keine Meldung da!“ sprach er. „Aber wissen Sie,“ fuhr er, auf mich zutretend, fort, „ich lasse Sie rufen, sobald mir der Mann vorgeführt wird. Sie haben eine wichtige Zeugenaussage zu machen, wenn ich Sie richtig verstanden habe?“

„Eine sehr wichtige!“

„Na schön! Auf Wiedersehen übermorgen! Machen Sie noch ein hübsches Eisenbahngedicht!“

Er drückte mir die Hand und schob mich faust zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Henkerin des Robespierre.

Nach geschichtlichen Quellen. Von Heinrich Lee.

Das Atelier der Madame Le Brun war überfüllt. Auch sonst drängte sich in diesen Räumen die große Pariser Gesellschaft. Madame Le Brun galt für die beste Porträtmalerin der Hauptstadt. Mit Vorliebe malte sie Frauen. Sie malte sie nicht, wie sie sind, sondern wie sie zu sein wünschten. Die Alten wurden unter ihrem Pinsel jung, die Plumpen schlank und die Mageren üppig. Noch niemals hat man auf den Bildern von Madame Le Brun eine Häßliche gesehen.

Solch ein Bild stand dicht am Fenster auf einer Staffelei. Die Farben glänzten noch frisch und feucht. Kritisirend, plaudernd, lachend, auch mit Stenmeraugen, stand die Gesellschaft herum, die Berühmtheiten des Adels, der Armee und der Feder. Das Bild stellte einen Frauenkopf dar, ein Wunder an Schönheit. Haar und Augen braun, die Nase fein und von griechischer Geradheit, die Stirn gewölbt und von den Locken, die ein Band zusammenhielt, halb verdeckt; der kirschrothe Mund klein und schwellend; ebenso winzig das Ohr, das kinn voll und oval gerundet; hinreißend war das Lächeln und der Liebreiz auf dem Gesicht.

Umringt von der Gesellschaft stand das lebendige Original des Bildes. Es war unendlich schöner als die Kopie. Madame Le Brun hatte ihre Unzugänglichkeit gefühlt. Sie hatte sich geweigert, diese Frau zu malen. Das Feuer des Südens, die Milde des Nordens, die Grazie Frankreichs hasteten an ihr, eine wandelnde Natur der Schönheit aller Himmelsstriche; sie hatte, was sich sonst nie in einer Hand vereint, die Hoheit, die Ehrfurcht gebietet, und die Zierlichkeit, die verführt; ihr Antlitz war Freude, Poesie und Liebe. . . . so schilderten sie ihre Zeitgenossen.

Diese Frau war die Marquise von Fontenay. Madame Le Brun stellte an diesem Tage das Bild zur Besichtigung aus und darum stürmte die Pariser Gesellschaft herbei.

Therizia von Fontenay war geboren zu Madrid und war eine Tochter des Grafen Cabarrus: Graf Cabarrus war ein Finanzgenie. Sein Vaterland stand trotz der Mienen in Peru, in Mexiko, in Chile am Abgrund des Bankrotts. Graf Cabarrus er fand die verzinslichen Staatsschuldscheine, verbreitete seine Erfindung durch ganz Europa und rettete sein Vaterland. Er gab seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung. Therizia lernte italienisch, französisch und mit ihren Brüdern Latein. Noch ein Kind, bezauberte sie Madrid. Die vornehmsten Granden warben um ihre Hand. Graf Cabarrus aber ging

mit seinen Kindern nach Paris, dort ihre Erziehung zu vollenden. Es war die Zeit, als die Königin Maria Antoinette in Trianon Kühe weidete und die Salons für den Naturzustand und die christliche Tugend schwärmten. Auch Paris umfierte die schöne Fremde. Therizia hatte einen bedeutenden Geist. Sie sprach viel und gut. Sie sang sevillanische Liedchen und tanzte, die Castagnetten in der Hand, im Karneval die Jota. Im Hause der Marquise von Boisgeloup begegnete Therizia dem Marquis von Fontenay. Der Marquis war Mitglied des Parlament von Bordeaux und schon bejahrt, doch war sein Aeußeres noch stattlich. Sein Auftreten war ernst und würdig und er erfreute sich der Freundschaft zahlreicher berühmter Personen. Am Pharaonisch und im Kreise schöner Frauen thanie er aber auf. Er besaß sehr viel Geist und Witz, die Frauen hatten ihn gern. Der Marquis lernte Therizia kennen und bewarb sich bei dem Grafen Cabarrus, ohne nach der Mitgift zu fragen, um ihre Hand. Gleichzeitig mit ihm warb um sie auch Fürst Lichtenay. Der Fürst war sehr liebenswürdig, aber sentimental; er langweilte Therizia, während der Marquis sie unterhielt. Im Alter von kaum sechzehn Jahren wurde Therizia die Gemahlin des Marquis und unter prunkvollen Festlichkeiten wurde auf Schloß Fontenay die Hochzeit gefeiert. Das Paar wohnte abwechselnd auf Schloß Fontenay und in seinem Pariser Hotel in der Rue de Paradis. Die vornehmste Gesellschaft, die Blüthe der Kunst und der gelehrten Welt verkehrte in dem Salon der Frau von Fontenay, die Montmorrency, die La Rochefoucauld, die Lafayette, die Chamfort, die Champeney.

Das Atelier der Madame Le Brun lag in der Straße St. Honoré. Einige Tage vorher war durch diese Straße der Pariser Pöbel nach der Vorstadt St. Antoine gestürmt und hatte dort die Rebellische Tapetenfabrik zerstört. Man sprach von diesem Ereigniß und von der Revolution. Man fühlte in den Pariser Salons, seitdem der Adel freiwillig auf einige seiner Privilegien verzichtet hatte, eine gewisse Brüderlichkeit für das Volk, das war Mode, man ließ sich deshalb in seinem festlichen Vergnügen noch nicht stören. Man sprach auch von Louis David, der die neue Zeit verherrlichte. Am lautejten sprach Herr von Rivanol. Herr von Rivanol war ein Edelmann aus dem Languedoc. Er schrieb. Seine Feder war wie seine Unterhaltung witzig und glänzend. Improvisationen, die schärfsten Epigramme und Bonmots entsprudelten ihm. Sein Stil war geschliffen wie eine Klinge, sein Urtheil fein und treffend, sein Geschmac sehr delikat. Die Berliner Akademie hatte eine Arbeit von ihm über die französische Sprache mit dem Preise gekrönt. Doch war er manchmal oberflächlich und flüchtig und immer ging er auf den Effekt. Sein Ehrgeiz war, auch in der Gesellschaft der Erste zu sein. Soeben gab er bei Pandoude, dem berühmten Buchdrucker, ein Blatt heraus, gerichtet gegen die Unsiurzbewegung. Pandoude druckte gerade den Prospekt, den Herr von Rivanol an diesem Morgen eifertig hingeworfen hatte. „Fort mit dieser himärischen Gleichheit,“ hieß es in dem Prospekt, „denn diese Gleichheit wird stets das Geheimniß der Philosophen sein. Sie wird die Reichen vernichten und die Armen nicht bereichern. Statt der Gleichheit der Güter werden wir nur die Gleichheit des Unglücks besitzen.“ Von Mirabeau sagte Jean von Rivanol: „Dieser Mirabeau ist für Geld zu Allem fähig, selbst zum Guten.“

Er führte das Wort.

„Sie werden sehen,“ sagte Herr von Rivanol, „daß diese stolzen Römer, die Herr David mit seinem eisigen Pinsel wieder in die Mode gebracht hat, uns ein Zeitalter des Cato und Brutus beschereen wird. Das ist das Gesetz der Gegensätze. Nach Ludwig dem Feierlichen Ludwig der Ungenirte. Nach der Tafel Sardanapals das Wildbrotfrühstück des Titus. Das französische Volk besaß zu viel Geist, jetzt kommt die Dummheit wieder an die Reihe. Es will sich stählen und härten.“

„Und Sie bilden sich ein, daß David diese Mode gemacht hat?“ sagte Madame Le Brun. „Nicht David! Ich hab sie gemacht. Ich habe ein griechisches

Symphonien gemalt, man hat es zu einer römischen Orgie verwandelt. Die Mode ist weiblich, die Frauen machen die Mode, hat Gräfin Dubarry gesagt."

"Apropos, haben Sie nicht ihr Bild angefangen?" Diese Worte sprach die Marquise von Fontenay. Ihre Stimme klang wie eine Glocke und ihre Augen strahlten wie Diamanten.

"Die arme Gräfin!" sagte Madame Le Brun, "ich malte sie, wie sie einen Roman liest in den Armen des Königs. Das ist vorbei!"

Später sprach man von den Stiergefechten. Frau von Fontenay hatte einige gesehen und erzählte lebhaft davon.

"Auch im Leben muß man sich daran gewöhnen, den Stier bei den Hörnern zu packen," lachte sie. Herr von Fontenay, der viel gelesen und gesehen hatte, zitierte Cicero: „Erdito gladiatorum spectaculum haud sic an ita sit.“ Darauf verbogte er sich vor seiner Frau und sagte: „Die echten Spanier sind alle für dies Vergnügen entkammt. Sie sehen etwas Heldeumütiges darin. Die Blicke ihres Fürsten, ihres Vaterlandes, die Augen aller schönen Frauen hasten an dem Stierfechter in der Arena. Ganz wie in Rom. Die Spanier sollte Herr David malen. Das sind die neuen Römer.“

Frau von Fontenay neigte dankend den Kopf.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, ein junger Mann trat herein. Seine Kleider zeigten, daß er zur Gesellschaft nicht gehörte. Man beglückwünschte das Volk, aber in der Entfernung; in den Salons standen sich die Klassen noch so gegenüber wie am Hof der Königin. Der junge Mann verbogte sich. Niemand erwiderte seinen Gruß. Nur Madame Le Brun trat ihm als die Dame des Hauses mit einem verwunderten Lächeln entgegen. Der junge Mann war zwanzig Jahre alt, seine Gestalt war schlank und kräftig, sein Gesicht schön.

"Ich bitte um Verzeihung, Madame, daß ich unangemeldet eintrete," sagte er, "aber ich habe keinen Diener gefunden. Ich suche Herrn von Nivanol."

Der Ankömmling sagte das mit einer leichten und furchtlosen Art. Er hatte etwas Plebejisches und doch auch etwas Edles. Er erblickte Herrn von Nivanol und sofort trat er auf ihn zu. Auch Herr von Nivanol sah den Ankömmling. Er entsann sich, daß es ein Angestellter seines Druckers Pandoucke war und daß er ihn schon einmal in seiner Wohnung aufgesucht hatte. Dennoch erwiderte auch er nicht seinen Gruß.

"Herr von Nivanol," sagte der junge Mann, "ich habe Sie in Ihrer Wohnung aufgesucht. Ihr Dienstmädchen sagte mir, Sie seien hier. Die Sache eilt, darum komme ich hierher."

"Was giebt es?" fragte Herr von Nivanol.

"Ich komme auf Veranlassung von Herrn Pandoucke. Er druckt Ihren Prospekt. In dem Manuskript sind drei, vier Stellen, deren Sinn wir nicht verstehen. Herr Pandoucke schickt mich zu Ihnen, Sie darnach zu fragen," erwiderte der junge Mann.

"Sie verstehen nicht, Sie verstehen nicht?" fuhr Herr von Nivanol auf.

"Nein, mein Herr, wir verstehen es nicht," entgegnete der junge Mann, "weder Herr Pandoucke versteht es, noch unser Korrektor, der doch sonst Französisches ins Französische zu übersetzen versteht, noch ich, der ich die lateinischen Zitate lese."

"Ah! Also Sie verstehen es nicht?" spottete Herr von Nivanol, "ich bin ganz nutzlos. Hab ich für die Anderen oder für Sie geschrieben? Mein Lieber, haben Sie lesen gelernt?"

"Nicht die Schrift des Herrn von Nivanol," versetzte der junge Mensch sehr schnell.

Herr von Nivanol und sein Seher standen einige Schritte von der Gruppe, die noch immer das Bild der Frau von Fontenay bewunderte, entfernt. Dennoch hörte Alles diese Antwort. Ein Seher stopfte Herrn von Nivanol den Mund. Man lächelte. Die Damen erheben ihre Vorhölzer. Der junge Mann hatte sehr große, glänzende Augen. Um seine Lippen lag ein Zug von Scherzluft, Hohn und Leidenschaft. Kraftstrotzend, lässig wie ein junges Miesekind und ungezwungen wie ein Marquis stand er vor Herrn von Nivanol. Seine Stimme war sehr

weich und angenehm, doch in den letzten Worten klang sie wie leiser Donner.

Die Gesellschaft hatte wieder von dem Bild gesprochen und tadelte es. Der Mund war zu groß gerathen und die Augen zu klein.

"Ich glaube nicht ein Wort," sagte Madame Le Brun, "ich bin wie Molière, ich will mich nach meinem Dienstmädchen richten. Aber weil mein Dienstmädchen nicht da ist, so werde ich mich mit Ihrer Erlaubnis an diesen jungen Mann hier wenden. Wie ein Schmeichler sieht er nicht aus. Er wird die Wahrheit sagen. Mein Herr," sprach Madame Le Brun zu dem Seher, "man sagt mir über dieses Bild so viel Beleidigungen, daß ich wahrhaftig nicht weiß, hab ich wie ein Künstler oder wie ein Aufstreicher gemalt. Was ist Ihre Meinung?"

Schnell und nicht schüchtern trat der junge Mann vor das Bild. "Ich will es Ihnen sagen," erwiderte er mit einer gewissen Grobartigkeit. Alles wurde still, die Gesellschaft lächelte, sie erwartete von diesem Menschen eine Dummheit. Er betrachtete abwechselnd das Bild und die Marquise, die Marquise mehr als das Bild. Frau von Fontenay wurde roth bis zur Stirn. "Er hat die schönsten Augen der Welt!" sagte leise zu ihr Madame Le Brun. Er trug keinen Degen wie die anderen Herren. Aber seine Jugend, seine kraftgeschwellte Gestalt, das Feuer in seinen Augen schienen nach einem Degen zu verlangen.

"Nun, mein Herr, Ihre Kritik?" fragte Madame Le Brun.

"Meine Kritik, Madame?" versetzte der junge Mann. "Nicht wahr, man hat Sie getadelt, weil der Mund zu groß und die Augen zu klein sind? Ziehen Sie das obere Augenlid ein bisschen herunter und öffnen Sie ein wenig den Mundwinkel, so werden Sie den Charakter und den Liebreiz dieses Gesichtes schon eher treffen. Die Augen werden lebendiger werden, weil sie ihren Glanz dann auf die Wimpern werfen, wie die Sonne ihr Licht durch Wolken. Der Mund wird sich vergeistigen, weil er sich bewegt. Vom Outrande lassen Sie einen Schatten fallen und über das Gesicht werden die Lichter spielen wie bei Velasquez. Das ist meine Ansicht."

Madame Le Brun, die Marquise und die übrige Gesellschaft hörten den Kritiker mit wachsendem Erstaunen zu.

"Sie sind der Einzige, der hier etwas versteht, mein Herr!" rief Madame Le Brun.

"Gewiß, Sie waren schon selber im Atelier des Velasquez!" sagte die Marquise mit einem verlegenen Scherz.

"Paßt es Ihnen nun, mich zu Herrn Pandoucke zu begleiten?" fragte Herr von Nivanol.

Der junge Mann verbogte sich mit einem spöttischen Lächeln. Die ihm zugehört hatten, begrüßte er leicht, die Anderen beachtete er nicht. Der Frau von Fontenay verbogte er sich besonders. Darauf verließ er mit Herrn von Nivanol den Saal.

Niemand in der Gesellschaft kannte ihn. Er hieß Tallien, mit Vornamen Jean Lambert. Man sagte, er war ein Sohn des Marquis von Bercy. Wenigstens war er das Patenkind des Marquis. Der Marquis schickte ihn auf das Colleg. Kann fünfzehn Jahre alt, schon genährt mit der Philosophie der Encyclopädisten, entflohen er dem Colleg. Er wurde ein Spieler, ein Frauenjäger, ein Abenteurer, und haßte Gott, den König und den Adel.

Der Ehrgeiz regte sich in ihm. Der Mann, der als sein offizieller Vater galt, ein Hausmeister des Marquis, drohte ihm mit seinem Huth. Unentwegt erwiderte der junge Tallien: "Vester Vater, das ist im Theater Sitte, nicht im Leben." Das Regiment führte die Mutter; sie beachtete den Sohn zu einem Advokaten. Der junge Tallien lernte die Menschen kennen und die Kunst der Rede. Des Nachts durchstreifte er Paris, von dem Gassengewirr am Stadthaus bis zum Boulevard de Temple. Wie das Colleg, so wurde auch die Basoche ihm zuwider. Er hatte einen Bekannten, einen Seher, bei Pandoucke. Er kannte Griechisch und Latein und trat, wie sein Freund, in die Pandouckesche Offizin als Seher. Er setzte mir griechische und lateinische Texte, sonst war er auch Korrektor. Mit Leidenschaft verfolgte er die neue Bewegung. Das war der junge Tallien.

Auch Frau von Fontenay erglückte für die neue Zeit.

"Ein sonderbarer Kunstkenner," sagte Frau von Fontenay lächelnd zu ihrem Gemahl.

Zum ersten Mal bemerkte sie, daß Herr von Fontenay alt war.

* * *

Einige Zeit später stand die Marquise mit der Gräfin Charles Lameth auf der Garten-Estrade des gräflichen Hotels. Charles war der Bruder des Grafen Alexander Lameth. Graf Alexander Lameth hatte in Nordamerika für die Freiheit der Kolonien gekämpft, erhielt dann in Paris ein Artillerie-Regiment und wurde vom Adel von Peronne in die Generalstaaten gewählt. Er gehörte zu den Aristokraten, die sich dem dritten Stand angeschlossen und die den Antrag auf Abschaffung aller adligen Privilegien unterschrieben hatten. Die Marquise und die Gräfin unterhielten sich von einem Unglücksfall; Frau von Lafayette hatte am Tage vorher bei einem Spazierritt ein junges Mädchen überritten. Während sie sprachen, kam ein junger Mann die Treppe herauf. Er hatte Briefe in seiner Hand und schien sehr beschäftigt. Es war Tallien. Er war der Sekretär des Grafen Alexander Lameth geworden. Die Wogen der Revolution gingen höher und warfen die Existenzen auf zufällige Ufer.

"Verzeihung, Frau Gräfin," sagte Tallien, "haben Sie Graf Alexander hier gesehen? Ich suche ihn."

"Graf Alexander ist nicht hier," erwiderte die Gräfin, "aber da Sie kommen, wissen Sie etwas über den gestrigen Unfall der Frau von Lafayette?"

Tallien erkannte die Marquise. Er war überrascht.

"Ich weiß nur," entgegnete er, "das junge Mädchen ist eine hübsche, kleine Blumenhändlerin, sie heißt Manar. Das Abenteuer ist ihr Glück, es macht Nekkame für sie," fügte er mit einem etwas frechen Lächeln hinzu.

"Darf ich Sie bitten, weil wir von Blumen sprechen," sagte die Gräfin, "für diese Dame einen Strauß weißer Rosen unten zu pflücken?"

Frau von Fontenay erkannte Tallien nicht mehr. Tallien ging in den Garten und kehrte mit dem Strauß zurück. Er übergab ihn der Gräfin.

"Nicht für mich," lächelte die Gräfin, "haben Sie nicht verstanden?"

Tallien wandte sich zu der Marquise und reichte ihr die Blumen mit der ihm eigenen, etwas theatralischen Grazie. Dabei fiel eine lose Rose heraus. Er hob sie auf, behielt sie aber in seiner Hand. Schweigend grüßte er beide Damen und ging. Die Marquise entsann sich allmählich, ihn schon gesehen zu haben.

"Wer ist doch dieser junge Mensch?" fragte sie die Gräfin.

"Der Sekretär meines Schwagers," entgegnete die Gräfin, "ein Bursche, der nicht dumm ist, aber ein Fanfänger und ein Mädchenverführer, wie Alexander sagt. Er wartet nur auf die Gelegenheit, ihn zur Thür hinauszurufen."

Die Marquise blickte nach den Kastanien hinüber, Tallien verstand dort.

* * *

Der 31. August 1792. Die Tribünen in der Nationalversammlung sind überfüllt. Seit dem zehnten herrscht das Proletariat. Seit dem fünfzehnten arbeitet das Revolutionstribunal und die Guillotine — nur alle zwei Tage fällt ein Kopf. Die Gewalt hat der Gemeinderath. Seit dem achtundzwanzigsten stecken einige tausend Aristokraten in den Gefängnissen. Von Verdun kommt die Nachricht, die Freuen rücken darauf zu. Danton, Robespierre, Marat und Willaud geben eine Parole: "Ganz Paris wird Verdun zu Hilfe eilen, aber vorher vertilge es die Ratten in eigenen Schooß." Sechzigtausend Pikenier rüsten sich, am nächsten Sonntag die Gefangenen zu schlachten.

Pethion, das Haupt der Stadtbeförde, hat gesprochen. In den oberen Reihen, wo der Berg sitzt, steht ein Anderer auf, ein junger Mann. Sei-



Die Dorfsperren. Von Carl Gustav.

Kopf ist schön, seine Augen drohen, sie sind fast schrecklich. Er spricht, seine Stimme rollt wie ein Gewitter. Alles hängt an seinen Lippen wie an einem Magneten. Die Tribünen kennen den Redner. Schon zweimal hat er gesprochen. Es ist Tallien. „Die Waffen, die wir den Verdächtigen entzogen haben,“ so schließt er, „werden wir in die Hände der Verteidiger des Vaterlandes legen. Die Verwüthler haben wir verhaftet, noch wenige Tage und die Sonne der Freiheit wird von ihnen nicht mehr verdunkelt werden. Die Bürger auf unseren Tribünen haben uns zu ihren Stellvertretern bestellt! Wer uns trifft, trifft auch das Volk, das am 14. Juli die Revolution gemacht hat, das sie am 10. August befehligt und das sie ansrecht halten wird. Die Männer des zehnten August wollen nur Gerechtigkeit und sie werden nur gehorchen dem Willen des Volkes.“

(Fortsetzung folgt.)



Typen aus dem Räuberleben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

Von Jaf. Lippmann-Mainz.

II.

Damian Hessel und Franz Joseph Streitmatter.

Von den Räubern, die am Ende vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts am Rhein und Main, auf dem Speßart und Hunsrück ihr Gewerbe trieben, ist Schinderhannes der bekannteste. Gar Viele in Stadt und Land, die nicht wissen, wer Mirabeau, wer Rousseau war, denen die Namen eines Stein, eines Scharnhorst fremd klingen, kennen den Lebenslauf eines Schinderhannes mit allen Einzelheiten, die Wahrheit und Dichtung von ihm berichten.

Doch auch im Räuberleben sind es die Thaten nicht allein, die Unsterblichkeit verbürgen: während der Name Schinderhannes bis in unsere Zeit „leuchtet“ und sein Ruhm allem Anschein nach noch in der Zunahme begriffen ist, sind Damian Hessel und Franz Joseph Streitmatter, genannt Weiser, vergessen, trotzdem sie ihm in keiner Beziehung nachstehen, im Gegentheil ihn sogar überragen.

Also wäre der Ruhm Schinderhannes unverbient? Ich lasse die Frage unentschieden, kein Blatt will ich aus seinem Kranze pflücken, aber die Gerechtigkeit verlangt, daß auch Damian Hessel und Streitmatter in der Räuber-Walhallen ihren Platz erhalten. Ihre Verbrechen stehen weder an Zahl noch in der Ausführung jenen, die Schinderhannes verübte, nach; aber von weit höherem psychologischen Interesse ist die Geschichte ihres Falles. Während Schinderhannes infolge verwahrloster Erziehung, durch Faulheit zur Landstreicherei und schließlich zum Räuberhandwerk kam, war es bei Hessel die Liebe, die ihn auf die abschüssige Pahn lockte. Ich folge im Nachstehenden einem Wüchlein, das 1811 in Mainz bei Kupferberg erschienen ist und dessen Titel lautet: „Damian Hessel und seine Raubgenossen. Auktentmäßige Nachrichten. Zunächst für gerichtliche und Polizeibeamte an den Grenzen Deutschlands und Frankreichs von einem gerichtlichen Beamten.“

Laut vorliegenden Taufscheines ist Hessel am 3. Mai 1774 in Paderborn geboren. Sein Vater war Tabakfabrikant. Er besuchte die ersten Schulen, lernte Lateinisch und Griechisch, daher auch sein Beinamen: „Pacherle“, „Studenten“.

Die erste That, die ihn mit der Behörde in Konflikt brachte, geschah wegen der zwanzigjährigen Karoline, Tochter eines Herrn von P. . . ., der in Hanau lebte. Diese Liebchaft war, seiner Bezeichnung nach, ganz platonisch, und außer dem Vergnügen, die schöne Karoline spazieren und dann und wann ins Schauspiel nach Frankfurt zu führen, war ein Kuß der höchste Preis seiner Zärtlichkeit. Aber Fräulein Karoline war gern gepußt, hatte große Vorliebe für goldene Uhren — und da Schmalhans Küchen- und Garderobemeister war, versuchte Hessel,

„um den Herrn Baron und der Fräulein Tochter zu gefallen (nach seinem Ausdruck), mehrere Studententüchlein.“

Bei einem Ausfluge nach Mainz diente er im Dome zur Messe und fand Gelegenheit, einen Kelch zu entwenden. Wurde erwischt und in den „Holzturm“ gebracht, das nämliche Gefängniß, von welchem aus er später zum Blutgerüste ging. Mit prophetischem Geiste sagte er bei seinem Eintritt in den Holzturm: „Hier ist mein Alpha und mein Omega.“ Karoline verließ den Geliebten nicht in der Noth. Sie eilte nach Mainz und bewirkte seine Freilassung. Eine Besserung Hessels hatte die kurze Haft nicht bewirkt; er sann auf Mittel, die Reisetkosten seiner Geliebten durch neue Gaunerstreiche zu ersetzen.

Das Kapuzinerkloster in Frankfurt erlöscherte er um zwei werthvolle Kelche und Schüsseln.

Im Januar 1793 ließ er sich in die Karmeliterkirche einschließen, und während die frommen Väter bei Tisch saßen, schlich er sich mit einem silbernen Kreuzfix durch den Kreuzgang davon.

Die Kirchengewerthe wurden versilbert und der Erlös mit Karoline gemeinsam verjubelt. Hessels Spekulationen erweiterten sich, er unternahm Reisen, plünderte in Netzig an der Ruhr einen Pferdehändler, half dem Pöbel in Mainz beim Ausrauben der Altbistenhäuser, bis er in Hanau bei der Errechnung eines Gelbschrankes abermals der Behörde in die Hände fiel. Jedoch schon in der zweiten Nacht gelang es ihm, durch das heimliche Gemach zu entweichen. Er lief noch in derselben Nacht nach Frankfurt, wo er sich von den Quetschungen, die er sich bei der Flucht zugezogen hatte, heilen ließ. Seine Karoline besuchte ihn. Als er wieder ausging, begegnete ihm Polizeidiener, die, Fesseln in der Hand tragend, nach seinem Quartier gingen. Unter diesen Umständen fand er es für gut, seinen Aufenthaltsort zu wechseln, er wanderte nach Mainz. Hier wurde er von einem preussischen Offizier erkannt, verhaftet und nach Hanau zurückgeliefert. Nach etwa vier Wochen, bevor ihm noch der Prozeß gemacht war, entschlüpfte er zum zweiten Male. Er entloh in die Niederlande, machte die Bekanntschaft der Gauner Bayer, Mathias, Esrich und Anderer, und nun kam er nach seiner eigenen Bezeichnung „in die großen Geschäfte.“

Von jetzt an bildet sein ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe von Verbrechen, Mord, Raub, Brandstiftung und Betrug; oft gefangen, wußte er immer wieder zu entweichen, bis ihn endlich die Nemesis ereilte. Vor Gericht leugnete er beharrlich jede Theilnahme an den vielfachen Morden, die der Bande zur Last gelegt wurden. Und mag auch vielleicht manches Verbrechen mit Unrecht auf seine Rechnung gesetzt worden sein, so bewiesen doch gar mancherlei Umstände, namentlich die schlaue und unvollständige Art, mit welcher er sich über einzelne Begebenheiten und Zeitpunkte äußerte, daß mehr als ein Mord auf seiner Seele lastete. Dieser tüchtige, hämische, halbblöde, lächerliche, empfindelnde Mensch war feige und grausam . . . Seine Lieblingsneigung, zu prahlen, seine Thaten zu erzählen, lieferte endlich der Behörde das Material, um seine Verurtheilung herbeizuführen. Mit seiner Geliebten, die in einem anderen Gefängniß untergebracht war, eröffnete er eine Korrespondenz, nachdem er mit vieler Schlantheit sich vergewissert zu haben glaubte, daß dieser Briefwechsel ungestört seinen Gang gehe. Diese ganze interessante schriftliche Weichte ging durch die Hände des Untersuchungsrichters Brellinger. Aber auch selbst dann noch, als diese schriftlichen Ergüsse gegen ihn zeugten, gestand er nur jene Vergehen zu, die theils verjährt oder nur mit Kerker — nicht mit Todesstrafe — bedroht waren. Er verrieth alle seine Helfershelfer. Mit hämischen Spott genöß er das Vergnügen, seine früheren Kameraden bloßzustellen. Im Gefängniß prahlte und scherzte er unbekümmert, er bramarbasirte: „Ich habe außer den mir zur Last gelegten noch mehr als hundert andere Verbrechen begangen, — aber es weiß Niemand davon.“

Trotzdem er sehr eifrig die Gesetze „studirt“ hatte, betrachtete er sein Schicksal doch von der günstigsten Seite, er glaubte mit einer Kerkerstrafe davonzukommen.

Selbst als sich, um jeden ärgerlichen Austritt zu verhindern, in schauerlicher Stille Soldaten mit gezogenem Seitengewehr vor die Augen stellten, war Hessel noch nicht besorgt, erst als die Worte „Zum Tode!“ in sein Ohr fiel, waren seine Kraft, sein Trost gebrochen. Auf dem Wege zum Kerker fiel er in Ohnmacht, brachte die Nacht unter Verwünschungen, Flüchen und vereitelten Versuchen zum Selbstmorde zu, wollte sich zum Judenthum bekehren, verlangte nach einem Rabbiner, drohte dem Untersuchungsrichter, wenn noch ein Leben nach dem Tode sei, so werde er ihm um Mitternacht einen unangenehmen Besuch abstatten, ratiouirte über Gott und Welt — aber Muth und Sprache verließen ihn, als er zum Nichtplatz abgeholt wurde. Betäubt und fast bewußtlos wurde er auf das Blutgerüst geführt, wo das Haupt des Verbrechers in ewige Nacht sank.

Ein ganz anderes Lid bieten die Nachrichten über den zweiten „ausgezeichneten Räuber“ dieser Bande, Franz Joseph Streitmatter. Er war der Sohn eines wohlhabenden Müllers in Bötikon. Nach Aussage aller seiner Gefährten einer der schönsten Männer. Früh (seiner Angabe nach im sechzehnten Jahre) verheirathete er sich mit einer schönen Schweizerin.

Die Veranlassung seines Unglückes war ein Buch, das die Anweisung enthielt, Geister zu zitiren, Schätze zu graben, Gold zu machen, Universalarzneien zu bereiten, die Geheimnisse der Ober- und Unterwelt zu erfahren und dergleichen Unsinn mehr. Im Aberglauben erzogen, überzeugt, daß es Geister, Hexen und Zauberer gäbe, verführte ihn der Gedanke, sich zum Herrn aller Geister und Schätze zu machen, und selbst die Reize seines jungen Weibes vermochten nicht, ihn vom Studium der Mystik abzuhalten. Der träumende Streitmatter erfüllte streng alle Bedingungen, die in dem Buche vorgeschrieben waren, er entsagte aller Lebensfreude, vernachlässigte sein Geschäft und sein junges Weib, das seiner Verschlossenheit und seinen nächtlichen Wanderungen eine schlimmere Auslegung gab, als sie verdienten. Was Wunder, daß die junge Frau schmollte, daß ihre Reizung erkaltete und daß sie endlich Rath und Trost bei jenem Mönch suchte, der ihre Ehe gestiftet hatte.

Aber auch der Mönch war vom Aberglauben und einem Hang zur Mystik nicht frei, er erklärte: „Hexerei und böse Leute seien an diesem Unheil schuld, das Ehebett sei verhext, müsse besprochen werden. Er wolle sich, wenn ihr Mann seine nächtlichen Wanderungen anträte, einfinden und durch heilige Beschwörungen dem Einfluß der Zauberei und den bösen Geistern Einhalt thun.“

Von nun an zog der schlimmste Dämon in die friebliche Hütte. Streitmatter war damals noch vertrauensvoll, zu wenig erfahren, zu durchdrungen von Ehrfurcht für den Stand des Vermittlers, um zu vernunthen, daß er bald nicht mehr der Einzige war, der wegen der gestörten Ehe sich Vorwürfe zu machen hätte. Dazu die Verwirrung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse, die ihn in Wuchererhände brachten und seine Verarmung beschleunigten. Von Groll und Gram erfüllt, schied er von seinem Pöbelsknecht. Nach unklaren und mißverstandenen Grundsätzen über Bestimmung und Naturrecht hielt er sich nun berechtigt, Anderen zuzufügen zu dürfen, was ihm selbst widerfahren. Mit Riesenschritten eilte er jetzt unanhaltsam auf seiner Bahn vorwärts: erst Spion, dann Dieb und Räuber.

Diebstähle, Kirchenräubereien, nächtliche Ueberfälle auf Mühlen wechselten ab mit kurzen, sehr kurzen Einkerkungen, denn immer und immer wieder wußte er zu entspringen. Keiner seiner Gesellen war ihm gleich an Gewandtheit, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, kein Schloß war ihm zu fest, kein Gewölbe zu gut verwahrt, der geübteste Schloffer konnte von ihm lernen; aus mehr als zwölf der festesten Gefängnisse ist er entwichen.

Nichts Kühneres läßt sich denken, als der in der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember 1805 in Longwy begangene Einbruch, wo die Räuber auf mehreren aneinandergelassenen Leitern und Balken

die eisglatten Wälle, zehn Schritt weit von einer Schildwache, erklimmten. Nie verlor bei solchen Gelegenheiten Streitmatter seine Geistesgegenwart, mochte auch das Unerwartetste ihn überraschen. Bei Ausführung seiner Unternehmungen war er der Thätigste, die Vorbereitung und Wegbringung der Beute überließ er seinen Gefellen, die ihn nicht selten übervortheilten. Hatte er Geld, so hatten es alle seine Kameraden; gemüthlich, wie er war, verschwelgte und vertheilte er, was er besaß. Einen ihm geleisteten Dienst vergaß er nie, aber sein gefahrvolles errungenes Geld schmolz bei schönen Weibern, in Spiel und Trank ebenso rasch dahin, als er es erbeutet hatte.

Zweimal wollte Streitmatter die Räuberlaufbahn verlassen und zweimal stieß ein Unfall ihn zurück. Das erste Mal schnitt ihm ein Zigeuner, während er schlief, seinen Gurt mit hundert Louisd'or ab, das zweite Mal, er hatte bereits Arbeit in einer Fabrik angenommen, verlor er sein Geld im Spiel und ließ sich von dem berühmten Müller zu neuen Diebstählen verleiten.

Manch sympathischer Zug leuchtet aus diesem verlorenen Leben. Nie hat er einen Kameraden verrathen, nie ließ er einen im Stich. Bei dem Postdiebstahl in Mainz, wo Schön-Mayer-Moses durch einen Schuß in den Kopf schwer verwundet worden war, verließ Streitmatter diesen nicht, wie es Hessel und Izig Kugler thaten. Er war schon um die Ecke entkommen, sprang aber, trotz des Lärms, den der Schuß auf der vollreichen „Großen Bleiche“ erregt hatte, zurück, nahm den Verwundeten auf seine Schultern und brachte ihn, trotz der nachfolgenden Gen darmen, in einstweilige Sicherheit.

Nach seiner Gefangennahme hatten die Richter ihm gegenüber einen schweren Stand: kein Geständniß war von ihm zu erschmeicheln oder zu erpressen. Alle kleinen List, durch welche sich der schlaue Hessel fangen ließ, waren bei Streitmatter vergebens: er prahlte nicht, erzählte nicht und korrespondierte nicht. Obgleich Liebhaber von gutem Essen und Trinken, widerstand er doch allen Versuchungen. Durchbrechen war sein einziger Gedanke, und auf die kühnste Art ließ er sich hundert Fuß hoch an einem aus zerrissenen Bettüberzügen gedachten Seil herab, und als schon die Wache herbeikam, unterbrach er seine Operationen nicht eher, bis ihm die Kugeln um die Ohren sausten. Als er sah, daß keine Rettung mehr war, setzte er sich auf einen Stein und sagte: „C'est ajourné“.

Mit Unwillen und Verdruß, „aus diesem elenden Kerker nicht loskommen zu können, nachdem er aus den sichersten Gefängnissen Frankreichs und der Schweiz entflohen sei,“ gab er sich endlich verloren und gestand Einiges gegen sich selbst, aber lange war er nicht zu bewegen, was er im Gespräch gefagt hatte, zu Protokoll zu geben.

Unzufrieden über sich selbst, daß ihm Einzelnes entschlüpf war, sagte er zu dem Untersuchungsrichter: „Ich will und mag nicht mehr mit Ihnen reden, Ihre verdammten Konversationen sind schuld an meinem Verderben. Mit bloßen Verhören hätten Sie nie ein Wort von mir herausgefragt.“

Aber kein Zureden, keine Versprechung konnten ihn veranlassen, flüchtige Kameraden zu verrathen oder Jemanden anzugeben, den Hessel oder andere Räuber genannt hatten. Er war, selbst im Anfang der Untersuchung, zu einer Zeit, wo die Richter noch keine Möglichkeit einer Todesstrafe für ihn sahen, fest überzeugt, man müßte einen so gefährlichen Menschen, wie ihn, aus der Welt schaffen. Keinen Augenblick täuschte er sich mit leeren Hoffnungen. „Für mich,“ sagte er, „gibt es nur Gnade und Verbannung in ferne Gegenden, oder Tod. Jeder Mittelweg würde unheilbringend für mich und den Staat sein. Und auch die bestimmteste Versicherung der Gnade würde mich nie dazu bringen, ein Wort weniger oder mehr zu reden.“

Bis zur letzten Minute behauptete er, seine Hände rein von Blut gehalten zu haben: „... wenn ein Hund weine, ein Hund bellte, so entsagte ich den vortheilhaftesten Unternehmungen, weil ich die Möglichkeit ahnte,

durch unverhoffte Umstände wider Willen Menschen verletzen zu müssen.“

So sonderbar und befremdend bei einem handwerksmäßigen Räuber und Dieb derartige Aeußerungen sind, so ist es doch wahr, daß er bei dem Baldowern sich immer sorgfältig nach den kleinsten Umständen der Familien erkundigte, denen er einen Besuch abzustatten gedachte, um nie in den Fall zu kommen, Widerstand zu erfahren. „Ein geschickter Dieb,“ sagte er, „muß wissen, wo die Leute schlafen, ob sie alt oder jung sind, denn alte Leute wachen leicht auf, zumal nach Mitternacht, jungen Leuten hingegen kann man eine Stunde, nachdem sie sich gelegt, ohne Furcht eine Visite abstatten.“

Gefoßt hörte er sein Todesurtheil an, verwies Hessel sein Toben und Rasen. Ruhig speiste er zu Nacht, schlief sanft und lächelnd trat er seinen Todesgang an. Seiner Geliebten, einer Jüdin, gab er die herzlichsten und rührendsten Lehren und Warnungen, als sie auf ewig von ihm Abschied nahm. Sein Söhnchen wurde mit seinem Willen in der Religion der Mutter erzogen. Als er zum Blutgerüste schritt, blieb kein Auge trocken, nur das seinige. Noch auf dem Schaffot erklärte er mit fester Stimme: „Mein Tod ist verdient, wenn auch meine Hände rein von Blut sind.“ Seine Worte zu bezweifeln liegt kein Grund vor, denn während der strengen und langwierigen Untersuchung ließ er sich nie eine Klage zu schulden kommen; manche seiner Charaktereigenschaften ließen selbst seine Richter bedauern, daß sie ihm, der so viel Geistesgegenwart, Muth und Todesverachtung gezeigt, nach den damaligen Gesetzen das Todesurtheil sprechen mußten.



José Rizal. Ein genialer Malakie.

Von Androclus.

Die Philippinen, Inseln des malakischen Archipels, welche unter spanischer Zivil- und Militär-Vikivirtschaft und Herrschaft stehen und seit längerer Zeit schon im Aufstande gegen ihre Bevölkerung stehen, sind im 67. Nachtragsheft zu Petermanns Mittheilungen ethnographisch und geographisch geschildert von dem berühmten Kenner Ferdinand Blumentritt, Realschul-Professor in Leitmeritz. Unter den dazwischen geschilderten Stämmen von Eingeborenen ist besonders derjenige der Tagalen interessant: ihm entsammt José Rizal, den der oben angeführte Gewährsmann als den bedeutendsten Malakien zu bezeichnen nicht ansteht.

Jedenfalls werden unsere Leser aus der folgenden Lebensskizze die Ueberzeugung gewinnen, daß die so vielfach behauptete „Inferiorität“ der nicht-europäischen Rassen“ in das Gebiet der Fabeln zu verweisen ist.

José Rizal, der Sohn armer Weisbauersleute, ist zu Calamba in der Provinz La Laguna de Bay auf der Insel Luzon geboren. In der Schule erregte er die Aufmerksamkeit eines seiner Lehrer, eines tüchtig gebildeten Theologen, ebenfalls tagalischer Abstammung, und seine erkannte Begabung bestimmte seine Eltern, ihn auf das Ateneo municipal (etwa Gymnasium) von Manila zu schicken. Dort zeichnete sich der talentvolle Knabe durch erfolgreichen Fleiß in hohem Grade aus, erregte aber auch schon Aergerniß dadurch, daß er bei einer feierlichen Schulgelegenheit ein von ihm verfaßtes Gedicht vortrug, in welchem er, der Tagale, die Philippinen sein Vaterland nannte. Dazu ist die Erklärung nöthig, daß die Unterthanen und Ausbeutungsobjekte der Spanier, die eingeborenen Kreolen, Tagalen und die übrigen der 51 verschiedenen Stämme, welche die Philippinen bewohnen, kein Vaterland haben sollen, das haben nur die herrschenden Spanier, und jene sollen ihre Heimath nur „ihr Land“ nennen — als wenn das noch ihnen gehörte und ihnen nicht von eben diesen Spaniern gestohlen — pardon, weganeuert worden wäre!

* Minderwerthigkeit.

Nach beendigter Vorbereitung am Ateneo bezog Rizal die Universität zu Manila und zwar widmete er sich der Heilkunde. 1882 ging er nach Madrid, um an der Zentraluniversität seine Studien ruhmvoll abzuschließen und Licenciado en Filosofia y Letras (Doktor der Philosophie) zu werden. Der dichterisch hochbelegte Mediziner vernachlässigte aber auch seine philologischen und ästhetischen Studien keineswegs; er trieb Englisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Japanisch, namentlich dem klassischen Drama der Japaner widmete er viele Nächte.

Darauf begab er sich nach Paris, auch dort allseitige Studien zu treiben, in seinem Berufsfache zog ihn besonders die Augenheilkunde an. Dann ging er nach Deutschland, studierte fleißig in Heidelberg, Leipzig und Berlin. Hier schrieb er seinen gewaltigen Aufregung verursachenden politischen Roman: Noli me tangere (lateinisch, übersezt: Rühr' mich nicht an).

Rizal hatte schon als Schüler seine spanischen und anderen Genossen aufmerksam beobachtet und war zu dem Schlusse gelangt, daß Talente und Tugenden nicht an die Abstammung gebunden und etwa nur natürliche Vorzüge der herrschenden Rasse seien. Die Geschichte seines heißgeliebten Vaterlandes war ihm genau vertraut, auch die der spanischen Besitznahme. Von dieser gefährlichen Wissenschaft ging sehr viel in seinen Roman über, der in allen spanischen Kreisen größte Unzufriedenheit erregte. Gleichwohl erklärt der mit ihm persönlich befreundete Professor Blumentritt: ein Feind Spaniens ist er nie gewesen.

Seine Freunde in der Heimath riefen ihm, nicht wieder dorthin zurückzukehren. Trotzdem kam er 1887 nach Manila, wo ihm freilich der Aufenthalt unerträglich gemacht wurde, so daß er wieder nach Europa zu gehen beschloß, und zwar über Japan und Nordamerika.

Von da fuhr er nach London, wo er im British Museum eifrigen Studien oblag. Das Hauptergebniß derselben war die Neuauflage und gründliche erläuternde Bearbeitung eines äußerst selten gewordenen Werkes des Dr. Antonio Morga über die Philippinen, das 1609 in Mexiko erschienen war. Auch in diesem Werke nöthigte die Wahrheit ihn zu Erklärungen und Notizen, die nicht schmeichelt sein konnten für die Spanier, welche außerdem auch noch durch die scharfgeschliffene geistreiche Fassung des Ausdrucks deren Wuth gegen den gehähten genialen Tagalen noch mehr erregte.

Nebenher gingen kleinere philologische Arbeiten über die Rechtschreibung, über die Sprichwörter und die Poetik seiner Muttersprache. Je gebiegener diese Arbeiten waren, um so wüthender wurde die spanische Gesellschaft über den tagalischen Patrioten, der ihre Schwächen und Sünden so gut kannte. So ist bei den Spaniern, leistet ein Eingeborener der Kolonien etwas, so muß er für einen europäischen Spanier zu gelten trachten, am liebsten in Spanien leben. So gelten eine Menge hervorragende Malakien, z. B. der Maler Juan Luna, von dem wir auf deutschen Ausstellungen Bilder sahen, und Andere für europäische Spanier, in den Katalogen und den Zeitungen werden sie einfach als Spanier bezeichnet. Von London ging Rizal nach Paris, Brüssel und Gent, wo er den zweiten seiner Romane: „El Filibusterismo“, schrieb, eine Fortsetzung des ersten und in gleichem Geiste und gleicher Tendenz mit diesem. Er erschien 1891.

Obwohl man Rizal wieder ernstlich gewarnt hatte, nicht nach der Heimath zu kommen, konnte dieser der Sehnsucht nach seinen Philippinen nicht widerstehen. Er wendete sich schriftlich an den Gouverneur Despujols und erhielt die Zusage freier Geleites und persönlicher Sicherheit. Vorläufig wartete er in Hongkong, dem Zufluchtsort aller Philippiner, welche mit den Spaniern in Konflikt gerieten. Auf Britisch-Borneo wollte er eine landwirtschaftliche Kolonie mit tagalischen Landsknechten gründen, zu der man ihm freilich nicht nur nicht förderlich war seitens der Spanier, sondern des Gegentheils. Noch einmal wollte Rizal nach Manila, um seine Vermögensverhältnisse zu ordnen; Vancu

anzuwenden, war ihm freilich nicht gestattet, und doch war es eben seine Absicht, mit Leuten seines Stammes Versuche im modernen Bodenbetrieb zu machen und ihre Befähigung dazu zu beweisen.

Mizal begab sich in die Höhle des Löwen nach Manila. Auf dem Zollamt wurde gemacht, daß man in seinem Gepäck spanienfeindliche Flugschriften fand. Man kennt ja auch in Deutschland die Recepte, wie solche Täuschungen der hehren Dame Justiz ins Werk gesetzt werden bei politischen Tendenzprozessen. Gouverneur Despujols war über den Vertrauensbruch des verhassten Philippiner-Patrioten augenscheinlich höchst sittlich entrüstet: man brachte Dr. Mizal auf die Insel Mindanao und internierte ihn in Dapitan.

Er beschäftigte sich hier wie bisher mit all den von ihm beherrschten Wissenschaften. Er richtete eine Augenklinik ein und stellte seine ärztliche Hilfe überhaupt den Armen der Gegend unentgeltlich zur Verfügung, den Kindern der Armen richtete er zur unentgeltlichen Benutzung eine Anstalt nach Fröbelschen Prinzipien ein, daneben bemühte er sich, Kenntnisse in dem Betrieb der Landwirtschaft mit den Mitteln einer fortgeschrittenen Technik praktisch und theoretisch zu verbreiten. Eine Untersuchung über das tagalische Zeitwort ging dazwischen hinein. Europäische Gelehrte suchten ihm durch fleißigen Briefwechsel die Verbannung erträglich zu machen. Ueberall auf seinen Reisen hatte ja der farbige Sohn der Philippinen Freunde und Verehrer gewonnen durch seine erstaunlichen Kenntnisse, die Lebenswürdigkeit seines Benehmens und die Hochherzigkeit seiner Gesinnungen.

Vielfach legte man es Mizal nahe, sich aus dem Staube zu machen: er glaubte, und erklärte, sich seine Freiheit nicht nehmen zu dürfen. Er vergaß, daß es für einen farbigen Unterthan der Spanier ein Verbrechen ist, Genie zu haben, und ein noch größeres, sein Volk und sein Vaterland zu lieben; letzteres nennen die Spanier „separatistische Bestrebungen“, was im Spanischen nach so etwas wie Hochverrath, Umsturz und dergleichen schmeckt.

Die Merikale und spanische Presse arbeitete unterdessen mit Hochdruck in der Absicht, den verhassten Tagalen, der als Philolog, Arzt, Dichter, Naturforscher, Ethnograph, Historiker usw. die Fabel von der Ungleichwertigkeit der Philippiner mit ihren spanischen Unterdrückern so glänzend widerlegte. Nun hatte man ihn einmal in der Gewalt, nun

schickte man nach Rache an dem unangenehmen Kenner und Verflüchter so vieler den Spaniern unwillkommener Wahrheit. Drei Kriegsgerichte wurden mit Mizals Sache befaßt; von Manila ward er nach Spanien, nach Mont uich bei Barcelona, gebracht, während er selbst bei Ausbruch des kubanischen Aufstandes der Regierung seine ärztlichen Dienste angeboten hatte. Fest glaubte und hoffte er, nach Aufklärung der Mißverständnisse, auf dem Schlachtfelde im Dienste der Menschlichkeit arbeiten zu können.

Da brach die Empörung in Manila aus. Während seiner Fahrt nach Europa nahm der Aufstand immer weiteren Umfang an, und die wahnsinnige Anklage, Mizal habe die Verschwörung in Manila angezettelt, wurde von allen Spaniern kolportiert und nach Rache geschrien. Auch jetzt hatte Mizal wiederholt Gelegenheit, sich seinen Feinden zu entziehen: er hielt es für ungeseglich und nicht ehrenvoll, dies zu thun.

Vorkünftig und zu Anfang war ein Todesurtheil nicht zu erzielen, das Kriegsgericht sprach seine Verbannung nach einer überseeischen Insel aus. Wegen dieser allzugroßen „Menschlichkeit“ erhob sich unter den von den Offizieren und den Mönchen fanatisirten Spaniern ein wahres Wuthgeheul. Das dritte über seinen Fall eingesezte Kriegsgericht sprach das heißersehnte Todesurtheil aus. Am 30. Dezember 1896 wurde der größte Sohn der Philippinen durch spanische Kugeln ermordet. Die spanische Regierung hat zu ihren unzähligen Greueln und Verbrechen ein neues gefügt. Ein jedenfalls unschuldiger, dessen Verbrechen einzig darin bestand, daß er so viele Spanier an Geist und Tugend überragte und daß er sein Volk liebte, ist ein Opfer des fanatischen Rassenhasses und der brutalen Unterdrückungsjucht geworden. Man hat freilich erklärt, daß die beiden Romane Mizals für die Geschichte der Philippinen von derselben Bedeutung seien, wie Rousseaus Werke für Frankreich und die französische Revolution.

Es ist allerdings wahr, daß die Wissenschaft, die Wahrheit, das Genie aller und jeder Gewalt Herrschaft gefährlich sind. Darum ist alle Gewalt Herrschaft ihrem innersten Wesen nach wissenschafts- und kulturfeindlich und muß es sein. Da aber die nach dem Wahren, Guten und Schönen strebenden Menschen allen egoistischen Ausbeutern und herrschsüchtigen Naturen ein Dorn im Auge, ein lebendiger Protest gegen die Infamien Jener sind, werden sie gefürchtet. In elenden, despotischen Staaten sind

darum Talente und Tugenden ihren Besitzern gefährlich, oft verderblich.

Von der großartigen Vielseitigkeit Mizals giebt Zeugniß die Thatfache, daß er auch als feinfühler Künstler, als Zeichner und Bildhauer sich bethätigt hat. Sein Biograph Blumentritt besitz von ihm drei Statuen aus gebranntem Thon, von denen er sagt, daß sie füglich als Symbol seines Lebens betrachtet werden können; dann schildert er die Werke wie folgt: „Die eine stellt den gefesselten Prometheus dar, die zweite den Sieg des Todes über das Leben, und diese Szene ist besonders originell erdacht: ein in eine Mönchskutte gehülltes Skelett schleppt in seinen Armen ein entseeltes junges Mädchen. Die dritte zeigt uns eine weibliche Gestalt, die auf einem Todtenkopfe steht und in ihren hochgehobenen Händen eine brennende Fackel hält: es ist der Triumph der Wissenschaft, des Geistes über den Tod.“ Vor mir liegt ein mit Schreibmaschine und in spanischer Sprache geschriebener, begeisterter Nekrolog auf Mizal, welcher in Hongkong entstanden und in vielen Exemplaren unter den zahlreichen Verehrern Mizals und unter seinen philippinischen Landsleuten verbreitet worden ist.

Die grenzenlose Verehrung der Philippiner für ihren großen Landsmann, das innigste Mitgefühl mit seinem traurigen Geschick und die schluchzende Klage über seinen Verlust spricht sich darin herzererschütternd aus. Auch in Europa, wo Mizals Name bei Sprachforschern, Naturgelehrten, Literaturhistorikern, Nerzten einen guten Klang hatte, haben viele Blätter Nachrufe ehrendster Art gebracht. Im internationalen Archiv für Ethnographie (Band X, Jahrgang 1897) hat Professor Blumentritt Mizal, den edlen Menschen und Mann der Wissenschaft, vorzüglich auch nach seinen ethnographischen Verdiensten gewürdigt. Nach ihm hat Professor Nagel ihn in der wissenschaftlichen Beilage der Allgemeinen Zeitung gebührend gewürdigt. Seinem in einer Anmerkung zu seinem Aufsatze ausgesprochenen Wunsche schließen wir uns an: daß es dringend zu wünschen ist, daß der menschlich und wissenschaftlich dem großen Tagalen am nächsten gestandene Professor Blumentritt aus seinem Schatze von Erinnerungen und Briefen ein größeres Lebensbild des merkwürdigen Mannes, vielleicht mit einer Auswahl aus dessen Schriften, entwerfen möge.*

* Wie wir inzwischen erfahren, wird das demnächst geschehen.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Die Dorfsparzen. (Zu unserem Bilde.) Porzen hat der Maler unseres heutigen Bildes scherzhaft die drei alten Frauen genannt, die mit gewichtiger Miene prüfend den kleinen Weltbürger umsehen, den die junge Mutter vor ihnen glückselig auf ihrem Arme hält. Warum Parzen?

Je nun, die drei Alten würden selbst am wenigsten wissen, wie sie zu diesem Namen der griechisch-römischen Schicksalsgöttinnen kommen, und doch, ist das, was sie beim Anblick dieses neuen, kleinen Wesens denken, was sie mit bedeutsam erhobenem Zeigefinger einander zuraunen, nicht auch so eine Art Zukunftsdenken, eine Art Lebensfaden Spinnerinnen?

Und das war ja der hohe, heilige Beruf der griechischen Katallothes (Spinnerinnen), der Kernen der nordischen Sage so gut wie der zahlreichen anderen germanischen Schicksalsfrauen, wie wir ihnen noch im deutschen Märchen auf Schritt und Tritt begegnen.

Trotz der vieler mächtigen Götter und Göttinnen ist des Menschen Leben zuletzt doch ganz in ihre Hand gegeben, und sie allein sind es, die über sein Schicksal zu beschließen haben.

So weit reicht nun freilich die Macht der drei Parzen auf unserem Bilde nicht, aber davon dürfen wir überzeugt sein, daß eine jede von ihnen fest an Das glaubt, was sie unter widrigem Stirnrunzeln aus dem Schatz ihrer reichen, alten Erfahrung dem kleinen Weltbürger als Prophezeiung mit auf den Weg giebt.

Ob sie in ihrem Urtheil wohl einig sind, die Drei? Oder welche von ihnen Recht behalten wird? Ja, wenn man das noch erleben könnte!

Aber ach, wie lange noch, dann werden sie sein stille in ihrer letzten engen Kammer schlafen, während der Kleine da als ein Mann, unbekümmert um die Weisheit aus Altwelbermund, seinen Weg durchs Leben nehmen wird.

Despotisches. Turgenjew berichtet über den Jar Paul, der in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 von Mörderhänden (blaublütigen!) erwürgt worden ist, in seinen in einer russischen Zeitschrift veröffentlichten Aufzeichnungen: Die despotischen Allüren Pauls trugen schon in der ersten Zeit seiner Regierung den Stempel des Cäsarenwahnsinns, der sich alsbald maßlos steigern sollte. — Schon während der letzten Stunden, als Katharina mit dem Tode rang, hegten Alle die Besorgniß, daß man einer Zeit entgegen gehe, da Niemand werde frei athmen können. Die erste Heiligkeit der neuen Regierung war ein erbitterter, schonungsloser Kampf gegen die schlimmsten Feinde des russischen Staates: die runden Hüte, die Fräde und die Gilets (spr. Schilch = Weste). Zweihundert Polizeisoldaten und Tragoner raunten in den Straßen umher und rissen allen Vorübergehenden die runden Hüte ab, den Fräden wurden die Krägen abgeschritten, die Gilets in Stücke zerrissen. Wer sich wehrte, wurde mit Faust- und Stockschlägen mißhandelt. Den Schergen war ausdrücklich eingeschärft, rücksichtslos vorzugehen. Am ersten Tage seiner Regierung ritt Paul an einem hölzernen Theater vorbei, das Katharina hatte erbauen lassen. Er befahl, es niederzureißen, und wenige Stunden später war von dem großen Gebäude keine Spur mehr zu erblicken. Dieser Vorgang gab mir Gelegenheit, zu erkennen, wie weit sich die Macht der russischen Regierung erstreckte.

Die Fälle von Verbannung vom Hofe, aus der Hauptstadt, über die Grenze und nach Sibirien wurden so häufig, daß man schließlich kaum noch darauf achtete. Dem russischen Gesandten in London wurde der Befehl erteilt, seinem nach Rußland reisenden Ausländer einen Paß zu verabsorgen. Infulin berichtet, stark vor Entsetzen, es sei alle Einfuhr ausländischer Bücher verboten worden. Bekannt ist, daß Kockebue in der Absicht, Verwandte in Estland zu besuchen, unterwegs in brutaler Weise angegriffen und nach Sibirien geschleppt wurde. Nach seiner Begnadigung erfuhr er, es sei deshalb geschehen, weil er — ein Schriftsteller sei.

Schnitzel.

Auf Martin Molski.

(1761—1822.)*

Eine Ode trägt Molski auf jeder Seite, für Herodes die eine, für Christus die zweite; Doch vorrätzig hat er dreihundert im Schrein, Sie dem Antidrist, wenn er ankommt, zu weihn. Die auch Polens Loose fallen, Molski läßt die Leier schallen.

* Der polnische Dichter Molski war der Mann und Vorfänger aller Kurze und Reglerungen in dem Polen seiner Zeit.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasay, Leipzig, Dörfstraße 14, richten.